

Sie dachten sie hätten mir alles genommen. Mich besiegt. Zu dumm um zu begreifen, dass es nicht um Verlust ging. Es ging nie um das, was man verloren hatte und das würde es auch nie. Der Besitz war entscheidend. Besitz spiegelte Macht wieder, und darum ging es. Ohne letzteres wäre diese Welt, die Gesellschaft, während dem ständigen Versuch stärker als höhere Gewalten zu sein, nicht in der Lage zu existieren. Wir alle richteten uns nach ihr, gehorchten ihr. Aus Furcht, oder aus dem Bestreben selbst einmal Teil dieser Macht zu sein. Aber das wollte ich nie. Ich wollte Macht besitzen, meine eigene Macht, denn mir war klar, nur so konnte man seine eigene Welt regieren.

Aber um selber überleben zu können, musste man andere vernichten. Man musste anfangen die Macht, die jedem Menschen zu Füßen lag, zu nutzen. Über die anderen herrschen. Ich fing mit drei an. Die perfekte Zahl für den perfekten Anfang.

Als ich voller Vorfreude die schwere Metalltür aufschlug, erwartete mich nichts so wunderbares, wie ich es wollte. Die Neue stiftete die Beiden, die bereits in meinem Besitz waren dazu an, ihr zu helfen. Was für ein Miststück. Hoffnung ist immer naiv und so war auch meine: „Hey, ihr Süßen! Heute ist mein Geburtstag!“

Ich stellte das Silbertablett mit den Cupcakes auf dem alten Tisch ab und warf die Luftballons in die Luft.

„Schaut, was ich mitgebracht habe! Ich will, dass wir feiern, singt für mich! Setzt euch!“

Zwei folgten dem Befehl, doch die Neue hatte anscheinend ihren Kopf verlegt.

„Was soll das?! Mach mich frei! Sofort!“

Sture Zicke!

„Na los, singt schon!“

Ihr Gequängel ertönte schon wieder in meinen Ohren: „Was soll das? Ich habe dich was gefragt!“

Ich ging auf sie zu und quetschte mit einer Hand ihre Wangen näher zusammen.

„Jetzt hör mir mal zu! Du machst gefälligst das, was ich dir sage, und ich sagte, ihr sollt für mich singen!“

Ich schüttelte ihren Kopf mit der einen Hand, um meinen Worten mehr Ausdruck zu verleihen, nur das nervige Klingeln des Telefons hielt mich davon ab, weiter zu gehen.

„Wehe ich höre auch nur einen einzigen Atemzug, der Luft in deine Lungen saugt!“ Ich klebte ihr Klebeband auf den Mund. „Bin gleich wieder da! Fangt ja nicht ohne mich an!“

Mein Singsang schwebte für einen Moment in der Luft. Dann wurde er von einem neuen ersetzt, und meine Worte sanken zu Boden.

Ich hob den Hörer ab. Die Leitung war tot. Ich legte auf. Heute war gar nichts perfekt, und das hasste ich. Wut kochte in mir hoch, so brodelnd, dass ich dem Verlangen nach Gewalt zum ersten

Mal in meinem Leben nicht widerstehen konnte. Ein verlockender Ruf der Befreiung. Ich sah sie, die Reflexion meines äußeren Erscheinungsbildes. Eine Lüge über das Subjekt meines inneren Wesens. Ich konnte die Anwesenheit von Lügen und Geheimnissen, die eigentlich für Kontrolle sorgen sollten, noch nie ausstehen. Das Zittern floss von meiner kalten, blassen Faust durch den gesamten linken Arm, bis zur Schulter. In meinem Körper wurde der Reflex wie elektrischer Strom. ausgelöst. Mein Gehirn ganz unschuldig. Ich starrte auf die Scherben auf dem Fliesenboden, dann auf mein Scherbengesicht, dann auf die dunkle Röte meines flammenden Blutes, das alles Weiß meiner Hand verschlang. Beruhigung. Und es war mein ganzer Lebensinhalt.

Den Spiegel hing ich ab, die Scherben kehrte ich weg, den Boden wischte ich, meine Hand verband ich. Draußen umhüllte die Dunkelheit bereits die Welt. Ich ging zu Bett und verbrachte die Nacht damit nicht zu schlafen, sondern dem Poltern aus dem Keller zu lauschen. Es war ein sanftes Gepolter und irgendwann um fünf Uhr morgens wurde es zu meinem Schlaflied. Es war eine Stunde voller Träume, an die sich niemand je erinnern würde.

Die Erde hatte sich bereits weit genug gedreht, sodass mein von Sonnenlicht durchtränktes Zimmer mich härter aus dem Schlaf riss, als es mein Wecker hätte eine Minute später tun können. Stille. Schweigen. Ruhe. Ich ging ins Bad, zog den vergilbten Duschvorhang mit den Giftgrünen Punkten zurück. Es waren dreiundsechzig Punkte mit immer exakt 4,2 cm Durchmesser.

Es gab tatsächlich eine Zeit, in der ein kleineres Ich von zarten sieben Jahren die Punkte zählte und dreiundsechzig Mal den Durchmesser von Kreisen maß. Und das fünf Mal. Es war ein Wochenende. Um noch zu wissen, ob es ein Samstag, oder ein Sonntag war, reichte mein Gedächtnis nicht aus, aber es war besonders schlimm an jenem Tag. Jedes Wochenende war besonders schlimm. Sie hatten dann immer genug Nachschub, um ihren Gehirnzellen den Rest zu geben, übertrafen sich aber Woche für Woche, wenn man schon dachte der Kopf müsse erneut explodieren. Und das, zu meinem Entsetzen, obwohl ja eigentlich nichts mehr hätte drin sein können, das in die Luft gegangen wäre. Da dieser Tagtraum aber nie in Erfüllung gegangen war und auch keine Fragmente des Schädels durch die Luft flogen, flogen die Fäuste. Ab und zu kam auch mal der ein oder andere Tritt hinterher. Solange bis ich bewusstlos auf dem Fliesenboden des Kellers lag. Nicht einmal die Zeit mochte mich und verging während meiner zahlreichen Erniedrigungen in Zeitlupe. Nach ungewisser Zeit allein auf dem Boden zerrte ich meinen schmerzenden Körper beinahe kraftlos zweimal die Treppen hinauf bis ins Badezimmer. Ich fühlte mich wie ein gestrandeter Fisch, der versuchte sich auf steinigem Sand zurück ins Meer zu robben.

Erwacht aus meinen stechenden Erinnerungen spürte ich die heißen Tränen und machte das Wasser an, das aus dem verrosteten Duschkopf über mir auf meinen noch kälteren Körper prasselte.

Ich duschte eine halbe Stunde lang, putzte Zähne und warf mir irgendetwas über. Dann verließ ich das Haus, schloss ab und machte mich um viertel vor acht auf den Weg zur Schule, durch den

Wald.

Als mein Fuß in der weichen Erde, bedeckt von einem braunroten Blättermeer, versank, fühlte ich mich heimisch. Der säuselnde Wind zerzauste meine Haare, und Krähen flogen über mir hinweg, schreiend und sehnd mit den Rufen der Dunkelheit. Ich liebte den Wald im Herbst. Knorrige Äste, blutrote Farben und dennoch ein paar Blätter, die voller Hoffnung darauf warteten wirbelnd abzustürzen. Das unvermeidbare war immer der Absturz, in jeglicher Hinsicht. Egal ob der Tod einen rief, oder der nächste Hürdenlauf des sadistischen Lebens gespannt hinter der nächsten Ecke lauerte.

Ich ging zügig, wie jeden Morgen.

Als endlich die große Eiche mit den verworrenen Ästen auftauchte, machte ich Halt und erblickte die alte, zerfallene Holzhütte. Dort hatte ich früher immer mit meinen Stoffpuppen gespielt, die ich von meinen geliebten Großeltern zum dritten Geburtstag geschenkt bekommen hatte. Dann wandte ich meinen gefesselten Blick ab und marschierte weiter, floh vor der Erinnerung an jenen Tag. Es gongte gerade zur ersten Stunde, als ich durch das rostige Tor auf den Schulhof schritt.

XX

Ich war immer um Punkt acht in der Schule. Mein Zeitmanagement war brilliant, denn so musste ich mich nicht mit meinen nervigen und überaus dummen Mitschülern herumschlagen. Die traktierenden Blicke machten mir nichts aus. Mein Schultag begann.

Zuerst Physik, dann Geschichte, gefolgt von Chemie und Mathe. Ein Kinderspiel. Ich stand in allen Fächern eins. Dann kam Deutsch. Eins minus. Meine Deutsch-, beziehungsweise meine Klassenlehrerin Frau Eulenstein war sehr aufdringlich. Sie ließ sich nicht so leicht abwimmeln wie alle anderen, doch dieser Tag sollte mir noch zum Verhängnis werden.

Am Ende der Stunde, gefüllt von einer öden und eintönigen Analyse von Jeremias Gotthelfs 'Die schwarze Spinne', ertönte ihre alte, verblasste, aber quietschige Stimme: „Gwenny?! Komm doch bitte noch mal zu mir, wenn die anderen weg sind.“ Ihre Stimme klang am Schluss eine Satzes immer schrecklich nasal. Innerlich rastete ich komplett aus, aber von Außen wahrte ich Fassung, wie immer, wenn sie Mutter spielen wollte. Also ging ich zu ihr und sagte mit meinem aus Prinzip vorhandenen, kühlen Unterton, der immer da war, wenn ich mit Leuten in der Schule reden musste, nur: „Ja, kann ich Ihnen irgend wobei behilflich sein?“

Sie nahm mir mein zu übertrieben gekünsteltes Lächeln wie immer ab.

„Gwenny, Schätzchen“, begann sie den Satz und ich unterdrückte mit größter Mühe den Brechreiz, der mir jedes mal hochkam, wenn mich jemand Gwenny nannte.

„Wie geht es dir? Das muss bestimmt hart für dich sein, wenn die Eltern einen einfach so im Stich lassen! Und du lässt dir mal wieder von nichts etwas anmerken. Du bist so eine tapfere, junge

Frau.“

Ehe ich auch nur die geringste Chance hatte zu Wort zu kommen brach ein weiterer Redeschwall aus ihr heraus und die Fragen wurden noch eindringlicher: „Wohnst du jetzt im Kinderheim hier im Dorf? Ich wollte ja eigentlich längst anrufen haben, aber die Zeit verging mal wieder wie im Fluge...“. Ich hielt mein Lächeln aufrecht. Auf diese Frage hatte ich mich natürlich vorbereitet, doch bevor ich meinen Mund überhaupt hätte öffnen können, holte sie bereits wieder Luft, um genug Atem für das nächste Zeitintervall ihres Gelabers zu haben.

Plötzlich stand er im Türrahmen. Er stand einfach nur so da.

Er war die mit mir wahrscheinlich berüchtigste Person der Schule, vielmehr des gesamten Dorfes.

Ich bewunderte ihn seit jenem Tag im Wald. Er war auch da gewesen, alleine. Wie auch heute immer. Dann hallte seine wohlklingend weiche Stimme durch den Raum, als er sagte: „Großmutter, lass Gwendolyn doch etwas Zeit zum Antworten. Du schneidest ihr immer das Wort ab.“

Jetzt lächelte er mich mit dem schiefsten Lächeln an, das ich je gesehen hatte und das will was heißen, denn von meinen Eltern war ich schon so einiges gewohnt. Zum Glück ließ mich die Erinnerung an sie ruhig bleiben, als ihm eine dunkelbraune, widerspenstige Haarsträhne ins Gesicht fiel. Ein Moment der Stille brach herein, bis mir bewusst wurde, dass mich beide anstarrten und verwundert darauf warteten, dass ich den Mund aufmachte. Ich ließ mir noch ein paar Sekunden Zeit, damit es so aussah, als wäre das Schweigen meinerseits gewollt und als ich mich wieder im Griff hatte, begann ich mit ruhiger, klarer Stimme: „Frau Eulenstein, ein Anruf wäre ja wirklich total nett gewesen, aber sie hätten mich nicht erreicht, da ich bei meinen Großeltern wohne.“ Die perfekte Antwort.

„ Ach, wie schön zu wissen. Ich würde deine Großeltern zu gerne einmal persönlich kennenlernen. Offen gesagt habe ich auch noch etwas mit ihnen zu besprechen.“ Oder vielleicht doch nicht. Ich hätte nie gedacht, dass ein Blick von der Seite eines Jugendlichen so viel bei Frau Eulenstein bewirken konnte, denn normalerweise hatte sie immer ein Brett vor dem Kopf. Für mich war es jedoch mehr als ein Blick, denn er lenkte die alten und müden Gedanken der Frau auf etwas anderes, das einen größeren Schock in mir auslöste, welcher natürlich noch mehr Wirkung nach der vorzeitig zu sicher gewagten Rettung hatte.

Ich rannte, ohne wirklich Bewegung und Koordination in meinen Beinen auszulösen, durch den Wald. Als ich mich auf einmal in der knarrenden Hütte, an diesem einen Ort, zu bedeutungsvoll, um auch nur einen Fuß auf den Brettern des gefährlich biegsamen Bodens aufzusetzen, wieder fand. Da ich nicht sehen konnte, ohne zu sehen, erblickte ich das Bild der drei Leichenblassen, zerbrochenen und mit toten Augen gestraften Porzellanpuppen und das war mein Absturz. Ich fiel zitternd zu Boden, krampfend vor Wut, denn ich erkannte schmerz erfüllt, dass ich noch nie Macht über mein eigenes Leben hatte. Also beschloss ich Macht über anderes Leben zu ergreifen und ging nach

anderthalb Stunden, in denen meine Kleidung den Boden des halb zerfallenen Häuschens gewischt hatte, gemächlich nach Hause.

Nachdem ich den mir zu bekannten, beklemmenden Flur des allein- und doch nicht alleinstehenden Hauses betrat, hörte ich etwas. Und das war genug für mich. Ich polterte die Treppe hinunter, schloss die Tür auf und sah sie. Die Neue. Mein Herz setzte aus, bevor es wieder begann zu schlagen und ich riss sie vom kaum geöffneten Fenster, zerrte sie hinter mir her, in den Raum gegenüber, fesselte sie an das Rohr. Knebeln tat ich sie nicht, denn ich wollte ihre Schreie hören. Bevor ich mit meinem Rachefeldzug wirklich startete, blickte ich ihr in die Seele und sprach es in zischendem Flüstern zum ersten Mal laut aus: „Du wirst mein Meisterwerk!“, ignorierte ihren Blick, schaltete in dem düsteren Raum die Monitore an und folterte sie mit den Bildern, der Taten, mit denen sie mir einst meine Herzstücke genommen hatte, indem ich sie schuldig sprach. Meinen anderen beiden Besitztümern gab ich Brot und verkalktes Wasser.

Ich fühlte mich endlich befreit und rief der Auflösung des Schocks wegen, bei Frau Eulenstein an und sagte, ich hätte am morgigen Nachmittag Zeit, müsste aber noch etwas in meinem Elternhaus erledigen.

Nach dem Schultag, der sich langzog wie Kaugummi, begleitete er mich durch den Wald nach Hause. Das war nämlich der gestrige Schock:

Frau Eulenstein hatte verlangt, dass ich mit ihrem, für ihre Verhältnisse zu gut aussehenden Enkel einen Aufsatz über Lebensziele verfasste. Bei meinen Großeltern. Das ging natürlich nicht, aber ich hatte mich ja bereits aus dieser misslichen Lage erfolgreich befreit.

Am Zielort angekommen gingen wir in mein am Vorabend aufgeräumtes Zimmer. Er setzte sich ohne zu fragen auf mein perfekt gemachtes Bett, also blieb mir nichts anderes übrig, als mich an den Schreibtisch zu setzen. Nach drei Minuten holte er auf einmal ein Päckchen aus seiner khaki grünen Umhängetasche und gab es mir, während er mich eindringlich anschaute. Als er merkte, wie irritiert ich von dieser absurden Geste war, erklärte er: „Großmutter meinte, du hättest vorgestern Geburtstag gehabt. Alles Gute nachträglich. Na mach schon auf!“

Ich merkte erst wie schwer das mit gelben Geschenkpapier verpackte Geschenk war, als er sich zurück auf das Bett plumpsen ließ. Dann fing ich langsam an es fein säuberlich auszupacken. Zum ersten Mal in meinem Leben, war ich positiv überrascht. Es waren drei Stoffpuppen.

„Sie sind wunderschön“, sagte ich und diesmal musste ich bei seinem wundervoll schiefen Lächeln zurück lächeln.

Ich löste perplex den traumhaften Moment auf, als ich fragte: „Gut, also was sind so deine Lebensziele?“

„Was sind denn deine Lebensziele?“

Damit hatte ich nicht gerechnet und somit beantwortete ich zum ersten Mal eine solchen Frage

mit der Wahrheit: „Praktisch nicht vorhanden.“

Das war das Beste, was ich machen konnte, denn er schenkte mir schon wieder sein Lächeln: „Bei mir auch nicht.“

Als ich lachend aufstand, um ihn zu fragen, ob er etwas trinken oder essen wollte, kam er plötzlich auf mich zu. Seine rechte Hand hielt mein Kinn und mit seiner linken strich er mir übers Haar. Sein Gesicht kam näher und näher und als sich unsere Blicke vollkommen trafen, wusste ich, er dachte, was ich dachte, fühlte, was ich fühlte. Und ich zuckte zurück. Überwältigt und geschockt von meinen eigenen Gefühlen.

Dann ging er und ich weinte, wie nie, wahre Tränen.

Es kam mir so vor als würden mich die verstummten Schreie von gestern rufen und ich folgte ihnen nach unten. Als ich in den Raum mit den Monitoren ging, schlief sie. Ich wusste, ich hatte die erste Etappe erreicht, die ich erreichen wollte. Ich schaltete alles aus, und obwohl kein Licht mehr den Raum erfüllte, war es heller, als zuvor. Meine Gedanken und ihre Alpträume lauter, als der monotone Sprechgesang: „Es ist alles deine Schuld.“

Sie erwachte. Als ich merkte, dass sie allein durch meinen Blick wusste, was ich wollte, war ich wieder glücklich, denn ich hatte etwas erschaffen, wertvoller, als die anderen beiden und dennoch am dümmsten.

Sie folgte mir langsam in angenehmen Schweigen in den kahlen Raum gegenüber. Schüchtern sah sie mich fragend an. Ich nickte und sie setzte sich auf den Metallstuhl, um vom Tisch die Reste des Brotes, das inzwischen schimmelte und aus der Schale das Kalkwasser zu trinken. Die rötliche Farbe blätterte, als sie gegen die Tischkante kam. Ich lächelte dann auch und sagte: „Ich habe dich perfektioniert.“

Ich sah ihr zu, wie sie sich auf den eiskalten Boden legte und wartete, bis sie zu den Anderen in einen ruhigen und gleichzeitig unruhigen Schlaf glitt.

Am nächsten Tag war die Schule unerträglich. Fragen quälten mich sonst nie, aber heute schon. Würde er zu mir kommen? Ich war komplett Ahnungslos, aber diese Art von Ahnungslosigkeit machte mir merkwürdigerweise nichts aus. Es war die Ungeduld der Ahnungslosigkeit, die die Unerträglichkeit mit sich brachte. Ich war froh, als es endlich nach dem Lateinunterricht gongte, denn dies war das Zeichen, dass das Tor zur Gewissheit nun offen stand.

Im Haus ging ich den Zwischenraum zwischen Bett und Wand auf und ab, auf und ab.

Dann ertönte die altmodische, knallende Klingel der Haustür und ich flog die Treppen herunter. Das konnte man jetzt sehen, wie man wollte. Ob elegant, oder nicht, ich öffnete die Tür und er stand da, wie während unserer zweiten Begegnung im Klassenraum. Ich lächelte überall hin, ließ ihn eintreten, doch kaum hatte ich die Tür geschlossen und ihn angesehen, traf mein Lächeln gegen eine dicke Wand aus tiefsten Bedauern. Mein Lächeln verschwand. Ich verstand die Welt nicht mehr.

Warum warf er nicht sein schiefes Lächeln mit den strahlend weißen Zähnen zurück?

Die zweite schreckliche Frage heute, aber er sollte sie mir bald beantworten.

„Ich weiß, dass du nicht bei deinen Großeltern wohnst“, diesmal ließ er mich auch nicht zu Wort kommen.

„Deine einen Großeltern sind Tod und von den Anderen habe ich noch nie etwas gehört.“

Die Anderen. Er wusste nicht wer die Anderen für mich waren, und dass sie im wahrsten Sinne des Wortes unter uns verweilten.

Er fuhr fort, obwohl meine Augen ihn aufforderten aufzuhören: „Gwendolyn, sag mir die Wahrheit! Tust du dir selber etwas an?“

Mit Nachdruck schaute er auf meinen von der Sweatshirt-Jacke dezent verdeckten Verband Handgelenk. Der Spiegel. Wie sollte ich Worte dafür finden und in der richtigen Komposition zusammenstellen?

Er hielt meine Hände, und als ich mit zitternder Stimme, ohne jeglichen kühlen Unterton, den ich bei ihm sowieso nicht aufbringen konnte, sagte: „Geh bitte, Geh einfach!“, fügte ich mir selbst tatsächlich die tiefsten Wunden zu.

Er ging.

Zwei Stunden später kam er aufgelöster, als ich es war wieder. Ich öffnete ihm eigentlich nur die Tür, weil ich ihm eine verpassen wollte, ließ es aber, denn ich sah seinen Schmerz.

Er begann mit: „Es tut mir leid, es tut mir leid, es tut mir leid. Oh Gwen, ist Gwen okay? Es tut mir ja so leid!“

Seine Stimme war nicht mehr so sanft. Panik kroch langsam, aber sicher in mir hoch. Ich wagte es nicht, auch nur einen Ton auszuspucken.

„Ich habe Großmutter erzählt, dass ich Angst um dich habe. Ich habe alles versucht, konnte sie aber nicht davon abbringen. Dann habe ich die Mädchen in den Nachrichten gesehen und das Puzzlebild deines Rätsels zusammengesetzt. Oh mein Gott!“

Er wusste es. Auf einmal war ich die Ruhe selbst.

„Wovon konntest du sie nicht abbringen?“, fragte ich.

„Die Polizei zu rufen“, kam die Antwort. Mein ruhiges Verhalten schien anscheinend seines zu beruhigen. Ich war so sprachlos, als hätte ich nie gelernt zu reden.

„Die Hütte im Wald!“

„Was?“, ich war total aus meinem Element.

„Dahin müssen wir sie und dich bringen. Sind sie im Keller?“

Es dämmerte inzwischen. Die drei kamen widerstandslos mit. Allerdings mussten wir Schäferhunde spielen, die sie antrieben und aus unerfindlichen Gründen weinten sie, sobald wir das Haus verlassen hatten. Wir rannten immer schneller. Am Horizont hörte man bereits Sirenen. Ich

stolperte über eine adipöse Baumwurzel der Eiche. Er hielt sofort inne, stützte mich und trug mich dann den restlichen Weg eilig zur Hütte, achtete aber darauf, dass keines meiner hart erarbeiteten Schäflein verloren ging.

In der Hütte, mit den dreien an eine massive Holzbank, die der Boden gerade noch so trug, gefesselt, traute ich mich die dritte zu heiß brennende Frage zu stellen: „Warum tust du das?“

Er erwiderte nur: „Weil ich den Grund kenne und ihn nicht nur nachvollziehen kann, sondern auch verstehe.“ In seinen Armen liegend schwelgte ich in Erinnerungen, die nie vergehen würden.

An jenem Tage, als ich mit meinen Stoffpuppen hier gespielt hatte, waren meine betrunkenen Eltern gekommen, schlugen mich, warfen die Puppen zu Boden und erzählten mir eine Wahrheit, die eine Lüge sein musste: Meine Großeltern, der einzige Halt in meinem Leben, waren bei einem Zusammenstoß mit einem Auto, das von drei dreizehnjährigen, betrunkenen Mädchen gefahren worden war, ums Leben gekommen. Seit diesem Zeitpunkt stand nicht nur das Herz der beiden fürsorglichsten Menschen der Welt still, sondern auch meines.

„Wie kann ich dir nur jemals danken?“ Wie konnte ich? Das, was er mir gab war unbezahlbar.

Er sah mir so tief in die Augen, dass ich in seinen versank.

„Küss mich!“

Die Polizei stürmte das Blockhaus.

Die Polizisten durchkämmte den Wald, weil sie die Kabelbinder bei mir im Keller fanden. Ihm geschah nichts, denn wir ließen es so aussehen, als hätte er mich vom Gemeinschaftsmord abgehalten.

„Warum hast du das gemacht?“

Schweigen.

„Wie fühlst du dich?“

Schweigen.

Der Psychologe ging wieder an den Anfang zurück: „War der Auslöser, dass ihre Eltern in die Entzugsklinik kamen?“

Ich sah zur Seite und erblickte durch das herzlos abgedeckte Fenster meine drei Lebenswerke: „Bekomme ich den Brief von ihnen?“

Er erpresste mich: „Antworte mir! Warum?“

Wie konnte sich ein Mann mit Dokortitel nur wie ein kleines Kind benehmen?

Ich ging dennoch darauf ein, ohne die Frage zu beantworten: „Auf so eine einfache und dreiste Frage ist eine eben so einfache und dreiste Antwort nur angemessen und kann wahrscheinlich auch nur als einzige Möglichkeit in Betracht gezogen werden: Darum!“

Jetzt hielt ich ihm fordernd die Hand vor die Nase und ich gewann, denn er gab mir tatsächlich

den Brief.

Der Brief.

Er wollte bestimmt nicht mein neu gewonnenes Vertrauen zu ihm verlieren. Er hatte keinen blassen Schimmer, dass ich bereits alles gewonnen hatte. Das Spiel des Universums meines Bewusstseins.

Mein Anfang endete zwar mit der gleichen Anzahl, mit der er begonnen hatte, aber ich wusste, mein Erfolg endete nie.

Ich öffnete den Brief.

Ich sah zur Seite und lächelte.

Sie lächelten zurück.